

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	14 (1924)
Heft:	35
Artikel:	Die Notwendigkeit des grössten Uebels
Autor:	Hess, Gottfried
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-643165

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am 15. Juli.
Der gestrige Nachmittag, an dem ich mit den Meinen unter einer Tanne dem süßen, aber unablässlichen Geschäft des Faulenzens oblag, bot uns den Anblick zweier Rehe dar, die aus dem Waldesdickicht herausgestürmt kamen. Rehe auf der Flucht. Ein prächtiger Anblick, der aufs neue den Wunsch in mir wach rief, auch bald einmal, dem flüchtigen Wilde gleich, den fernen Höhen zuzustreben.

Am 16. Juli.
8 Uhr abends. Soeben kommen wir von einer Tour auf das nordöstlich von Lenk gelegene Albristhorn zurück. Bei glühender Sonnenhitze sind wir über den Weissen-

Schafberg ansteigend, um 1 Uhr mittags auf den Gipfel gelangt (2766 Meter). „Brachtvolle Aussicht auf Berner und Walliser Alpen“, steht im Baedeker zu lesen. Die Be- hauptung traf hier nicht ganz zu. Nebelwolken trieben, besonders nach der Südseite hin, ihr tüdisches Spiel. Über das Matterhorn und einige minder berühmte Häupter waren immerhin sichtbar. Und daneben viel anderes, das, ob auch nicht ins Reich der Hochgebirgswelt gehörend, den Augen dennoch herrlichen Genuss bot. Nach zweistündiger Rast nahmen wir Abschied von dieser Felsenwarte. Abschied, auf den die zwei schon lange vorher in majestatischem Fluge über unsren Häuptern kreisenden Raubvögel wohl mit Sehnsucht gewartet hatten. Es erging ihnen wie so vielen Menschen, die eine große Erbschaft erhoffen und alsdann mit leeren Taschen abziehen müssen. Enttäuschte Seelen! Der Abstieg über Seewlenhorn, Tierberg und Lavengrat bot des Interessanten, Anregenden viel und bestärkte mich neuerdings in der Ansicht, daß Gratwanderungen auch bei trübem, nebligem Wetter immer noch dankbare Unternehmungen sind.

Am 17. Juli.
Den heutigen Nachmittag brachte ich auf der ausichtsreichen Höhe des Müllerblatt (1937 Meter) zu, noch immer an den Erinnerungen und Eindrücken der Albristhorntour zehrend. Heute morgen durchwanderte ich die Wallbachschlucht, durch die der Wallbach über mancherlei Hindernisse donnernd zu Tal stürzt. Schöne Fälle. Herrliches Lied der Natur! Erdbeeren gab's hier viele und sie mundeten köstlich. Erdbeeren.... Tage der Kindheit wurden wieder lebendig.

Am 19. Juli.
Wieder zog es mich der Höhe zu. Dem Flußseeli, dessen hoch ob der Räthialp gelegenen Bergidyll galt mein heutiger Besuch. Lange saß ich träumend am Ufer dieses herrlichen Bergsees, sah in sein tiefblaues Auge hinein und vergaß Welt und Leben.



Lenk mit Wildstrubel.

Du blauer See, wie strahlt so klar und mild
Aus deines Auges wundersamer Tiefe
Des Himmels reines, ungetrübtes Bild.

Am 20. Juli.

Föhn ist im Land. Einzelne Regengüsse. Paul Kellers Roman „Ferien vom Ich“ ist heute willkommene Lektüre. Die für morgen beabsichtigte Fahrt auf Wildhorn-Wildstrubel muß verschoben werden. Ein unerhört heftiges Gewitter mit Hagelschlag ist vor einer Stunde niedergegangen. Viele Gärten sind verwüstet. Überall betrübte Gesichter.

Am 21. Juli.

Die Tage der Sonne sind zu Ende. Regen und Nebel an der Tagesordnung. Trotzdem war es uns vergönnt, heute nachmittag während eines Viertelstündchens vor der Hütte des Trüttispasses (2060 Meter) auf Lauenen herunter zu schauen. Naß wie begossene Pudel kamen wir nach Lenk zurück. Aber schön war's doch gewesen!

(Schluß folgt.)

Die Notwendigkeit des größten Nebels.

Einmal hatte sich der liebe Gott auf einem nächtlichen Erdengange dermaßen verspätet, daß das Dörlein schon im leuchtendsten Sonnenglanze stand, als er sich zum Gehen wandte. Die Glöden jubelten den Sonntag vom Turme, und aus der Kirche tönte Orgelvorspiel. Von allen Seiten rückten andächtige Kirchgänger heran, und aus den Häusern des Dorfes erhielten sie zahlreichen Zuzug. So viele wirklich andächtige Gotteshausbesucher hatte der liebe Gott schon lange nicht mehr beieinander gesehen, und dieser Anblick freute ihn so, daß er nicht umhin konnte, ein Weilchen stehen zu bleiben und sich die Augenweide nicht entgehen zu lassen. In seiner Bekleidung durfte er das schon wagen, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, erkannt zu werden. Ganz zuletzt, als die Glödente schon am Einnicken waren, folgte noch der Gilbote und Weibel der Gemeinde. Gerade ihn, der doch offensichtlich kein Nestchen Zeit mehr

übrig hatte, winkte der Fremdling zu sich heran, um ihm einen wichtigen Auftrag zu übermitteln. Sobald der Gemeindebote wußte, wer vor ihm stand, erfaßte ihn ein maßloses Erstaunen, und auch der Auftrag war so ungewöhnlicher Art, daß der gute Mann im ersten Augenblick zu träumen glaubte. Der liebe Gott wollte nämlich seine Anerkennung für einen solchen Kirchenbesuch damit beweisen, daß er dem Dorfe das anerkannt grösste Uebel hinwegnehmen wollte. Der Kirchenrat hatte also nach dem Gottesdienste zu beraten und sich auf das grösste Dorföbel zu einigen. Dieses sollte sodann auf der schwarzen Choraltafel angekreidet werden, und von jenem Augenblide weg werde diese Untugend im Dorfe nicht mehr zu finden sein. Dienstbeflissen führte nun der Gemeindebote den landesüblichen Büdning aus in der Meinung, der Herr schaue nach allgemein menschlicher Sitte dieser Ehrung selbstgefällig zu. Er entdeckte aber bald, daß er mit seinem schönen Büdning ganz allein zurückgeblieben war. Das bestärkte ihm vollends in seinem Glauben, daß der Entschwundene nicht ein Mensch von Fleisch und Bein sein konnte.

Nun schlich er sich unauffällig ins Gotteshaus hinein und war überzeugt, daß ihm diesmal die Säumnis verziehen werden könnte. Nun sollte man sehen, was der Eilbote und Gemeindeweibel vor Gott und den Menschen zu bedeuten hatte. Geduldig wartete er das Ende der Predigt ab, um sich dann sogleich mit seinem glänzenden Auftrage ins rechte Licht setzen zu können. Die Räte waren bald zusammengerufen, da ja das Dörlein nur zwei Gasthöfe und eine Kirche besaß. Schwieriger war es, dieses einzigartige Traktandum in die gebührende Form geregelter Beratung zu gießen. Der Kanzleisekretär vom hohen Amte gab seinem Befremden Ausdruck, daß der Fall schon zu einer Zeit besprochen werde, da noch gar nichts Schriftliches darüber vorliege. Der Drucker des Blattes „Gradaus“ witterte Politik dahinter und der Rektor ein loses Spiel, das der Dorfleichtsinn mit der Dorfwürde zu treiben vorhabe. Schließlich kam man überein, daß ein Beschuß, so oder anders gefaßt, niemanden einen Rappen koste und man immerhin bei allfälliger Wahrheit der Meldung keinen Vorteil verscherzt habe.

Der Konditor bemühte sich, den ersten Antrag zu stellen und nannte als grösstes Gemeindeöbel den übermäßigen Alkoholgenuss. Erst tauschten die Herren Räte ellenlange Blicke unter sich aus; dann betonte der Präsident, Großkaufmann von Beruf, daß der Antrag aus verschiedenen Gründen nicht ernst genommen werden könne. Dabei streifte sein Blick musternd jene Ecke, wo sein Freund, der Brennereibesitzer, saß, und wo ohnehin die Augen aller übrigen Räte vorsichtig herumpirschten. Daß Kartenspiel, Regeln und dergleichen Vergnügungen vom Rate ähnlich abgesertigt wurden, braucht wohl kaum besonders belegt zu werden. Der Grundbesitzer Bierschrodt unterbrach die schwüle Stimmung rechtzeitig mit sehr vaterländischen Worten. Mit den Ausdrücken „voll und ganz“, „entschieden“ und „in jeder Beziehung“, die er an Kindestatt angenommen hatte, wies er darauf hin, daß das Privatsache eines jeden Einzelnen sei. Er wolle sich dessen stets bewußt bleiben, ein freier Bürger im freien Vaterlande zu sein. Der Beifall blieb nicht aus. Nun wagte der Herr Pfarrer die Habsucht zu nennen, was die würdigen Herren beinahe in unwürdige Streitigkeiten verwickelt hätte. — So viel war sicher, so war den Gemeindeschäden nicht beizukommen; es mußte ein neutraleres Uebel gefunden werden. Da fiel Herrn Bierschrodt ein rettender Gedanke ein. Ihm, den ein allen bekannte Hausübel plagte, war es wirklich um die Befreiung des „freien Landeshüngers“ zu tun, und er brachte vor, das grösste Uebel sei Weibergeklatsch. Der Rektor hatte nur noch die ungangbare Form zu verfeinern und dafür zu setzen: Die Sucht des Klatschens überhaupt. Dann wurde der Vorschlag unter dem herzlichen Beifall aller zum Beschuß erhoben. Von der schwarzen Choraltafel verschwand

die Nummer des letzgesungenen Liedes: „O daß ich tausend Jungen hätte und einen tausendfachen Mund!“ Dagegen wurde mit schwungvollen Buchstaben die Klatschsucht angekreidet. Nachdem sich die Herren Räte allseitig die tiefste Verschwiegenheit zugesichert hatten, wurde die Sitzung als geschlossen betrachtet.

Daß Wochen darüber verstrichen, ohne daß im Dorfe ein Wörtlein darüber gesprochen wurde, was an jenem Sonntag in der Kirche vorgegangen war, erschien den Kirchenräten deutlich als das erste Wunder. Damit hatte es aber noch nicht sein Bewenden. Beim Dorfbrunnen mußte niemand mehr so lange auf das Vollwerden des Wassereimers warten, obwohl nicht mehr Wasser floß als früher. Wohnungen, Gärten und Erker waren sich ebenso nahe wie früher, aber trotzdem herrschte überall die herrlichste Ruhe. Die Kirchenräte hatten geglaubt, ihr Beschuß werde auf alle Fälle die Heimstätte ihrer Gemütlichkeit, die Trinkstube, nicht berühren. Aber gerade dort fehlte von nun an die beste Rundsicht, die der Langsicker. Was wollten auch die Männer so lange besprechen! Der dazu notwendige Stoff war ja schon beim zweiten Glase erschöpft. Sie konnten sich dessen gar nicht mehr entsinnen, womit sie sich früher beim Wein so intensiv beschäftigen konnten. In der Kanzlei des hohen Amtes nahm der Altenberg von Tag zu Tag ab; denn es fiel den Kanzleiherrn eine ungewöhnliche Lust an, die alten Arbeiten zu Ende zu führen, wogegen die neuen Schriftstücke stets kürzer abgefaßt werden konnten. Auch dem Drucker des „Gradaus“ wollte kein langer Satz mehr geraten. Diese und andere Wunder ereigneten sich nun Tag für Tag, bis schließlich das Merkwürdigste geschah.

Die Frau Rektorin hatte die liebenswürdige Gewohnheit, die Frauen des Dorfes zu unterhaltsamen Kaffeekränzchen einzuberufen. Sie hatte aber in den letzten vergangenen Wochen, sie konnte sich selber nicht recht erklären wieso, nie Zeit zur Veranstaltung eines Kränzchenabends gefunden. Nun litt sie seit zwei Tagen an einem akuten Halsgeschwür und mußte vom Arzte ins Spital geholt werden. Man sprach dort von einer heilbringenden Operation. Auch Frau Bierschrodt ließ im Spital nicht lange auf sich warten, und man wußte endlich auch, was den beiden Frauen fehlte; es waren ihnen in rätselhaft kurzer Zeit gefährliche Kröpfe gewachsen. Aha, dachte sich der boshafteste Gradausdrucker, aha, die Klatschsucht! Irgendwo hinaus muß sie dennoch! Er wollte sogleich einen witzigen Artikel darüber in die Zeitung schreiben, fühlte sich aber selber nicht so recht wohl dabei, weil er in letzter Zeit auch an einer eigenständlichen Atemnot litt. Er griff sich an die Stirne und beschloß zu schweigen. Die neue Halskrankheit nahm im Dorfe beängstigend überhand, und der Arzt war alle Augenblicke auf der Fahrt zu Neuerkrankten.

Was sich vom Kirchenrat noch einigermaßen zeigen durfte, versammelte sich in der Kirche, um dort die Zurücknahme des göttlichen Gnadenegeschenkes zu erbeten. Das geschah auch, und der liebe Gott tat ein Einsehen. Nach und nach war wieder alles im alten Geleise, und die Kröpfe ließen sich auch hinwegreden. Nun hielt das Dorf an seinem größten Uebel fest und pflegte es nach Kräften.

Gottfried Heß.

Cholderi.

Säg Hansli, worum lahest du 's Chöpfli hänke,
Muest du ächt scho a fövel Sache dänke?
Und säg, was gschmödt der ächtern au so suur,
Daß 's Lätschli mächt? — Was lebst a sünner Muut
Und luegst, s' ganz Zit an Bode an ein Fläck?
Los Hans, dis Choldere hät gwüß kän Zwäck!
Chum, lach es bißli, gib mer fräntli d'Hand! —
— Gottlob, 's isch wider Sunneschi im Land! —
Martha Pfeiffer-Surber.